

ULI AECHTNER

*Leise
rieselt
der Tod*

EIN WEIHNACHTSKRIMI

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [shutterstock.com/Tatsiana Tsyhanova](https://www.shutterstock.com/Tatsiana_Tsyhanova)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0948-5

Ein Weihnachtskrimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

*Weihnachten ist keine Jahreszeit.
Es ist ein Gefühl.*

Edna Ferber

Prolog

Die bunten Lichter des Tannenbaums fließen ineinander. Den heißen, stickigen Raum erfüllt eine dröhnende Musik, deren Rhythmen sie tragen und die Bewegungen ihres Tanzes bestimmen. Die Gesichter der anderen haben jeden bösen Ausdruck verloren. Alle schauen freundlich drein, und sie muss sich vor niemandem fürchten.

It's Christmas time

There's no need to be afraid

Eine Armlänge hinter sich weiß sie den Gefährten, mit dem sie ihr Leben verbringen will. Neben ihr tanzt der Mann, der nun schon so lange einen Platz in ihrem Herzen hat. Der Herzbube. Für ihre Gefühle kann sie nichts, sie ist ihnen ausgeliefert, die beiden wissen es so gut wie sie und haben es längst akzeptiert.

Nun feiern sie zusammen, halten sich an den Händen und umarmen sich.

Von ihrem Baby nebenan dringt kein Laut herüber. Sie hofft, dass es friedlich schläft. Vielleicht sollte sie mal nach ihm sehen.

Die Freundin, die sich ihr gegenüber zur Musik hin und her wiegt, lacht.

Throw your arms around the world

At Christmas time

Gemeinsam werden sie weggehen. In ein Land am Meer voller Sonne. Dort werden sie Land bewirtschaften und im Einklang mit ihrer Umwelt leben. Und frei sein. Wenn sie daran denkt, wird ihr heiß. Schweiß rinnt zwischen ihren Brüsten hinab.

Kribbeln, Herzrasen. Das Gefühl, die ganze Welt umarmen zu wollen. Jeden Menschen, einfach alle.

Pray for the other ones

Warum nur ist ihr Mund so trocken? Ihr Kiefer ist schmerzhaft verspannt, und selbst wenn sie wollte, könnte sie kein Wort herausbringen. Aber was gibt es denn noch zu sagen? Es wird wunderbar werden.

Sie lässt sich treiben. Spürt die Erschöpfung nicht, nicht den Durst. Bewegt sich in einem nie enden wollenden Tanz zur Musik. Als sie ins Nichts fällt, hat sie keine Angst, keinen einzigen dunklen Gedanken.

Sie schwebt einfach nur in eine andere Welt.

Kapitel 1

Jennifer hatte Weihnachten immer gern gefeiert. Den Tannenbaum hatte sie als Kind mit dem Vater aus dem Wald geholt, wo sie den Förster kannten. Nur den schönsten durfte er für sie fällen. Sie erinnerte sich noch an das Piken der Nadeln, wenn sie mit der Hand an der Spitze hinter dem Vater, der den Baum geschultert hatte, durch den Schnee gestapft war. An den Adventssonntagen hatte sie mit der Mutter Plätzchen gebacken. Die fertigen fielen in der großen Keksdose im Keller stets einem geheimnisvollen Schwund anheim, sodass sie ständig Nachschub produzieren mussten. Später, als Jugendliche, hatte ihr die familiäre Enge an Weihnachten missbehagt, und sie war nach der Bescherung in die Dorfdisco verschwunden, um ihre Freunde zu treffen. Dazu galt es zuvor den Gabentisch zu plündern und in ihre neuen Klamotten zu schlüpfen.

Als erwachsene Frau hatte sie das gemütliche Beisammensein mit den Eltern wieder zu schätzen gewusst. Die Mutter ließ es sich nie nehmen, das Festmahl selbst zuzubereiten: Karpfen an Heiligabend, Rehbraten am ersten Weihnachtstag, Gänsekeulen am zweiten. Ihr lief jetzt noch das Wasser im Mund zusammen, wenn sie nur daran dachte.

Diese Weihnachten würden anders sein als alle bisher erlebten, und das machte Jennifer Angst. Die paar Tage, die sie sich noch an ihrem Arbeitsplatz in der Bank aufhalten würde, kamen ihr wie eine Gnadenfrist vor. Ihr Blick glitt über ihren Schreibtisch hinweg aus dem Fenster, hinter dem sie die Gebäude auf der anderen Straßenseite nur erahnen konnte. Auf dem nachtdunklen Hintergrund warfen die Scheiben ihr Spiegelbild zurück, und sie sah in ihre eigenen großen, dunklen Augen. Ihre Hand fuhr in ihren schokobraunen Bob und zupfte eine widerspenstige Strähne zurecht.

Jemand rief: »Jennifer, bist du so weit?«

Hinter sich hörte sie die Kollegen fröhlich lachen. Der allgemeine Aufbruch zur Weihnachtsfeier der Bank ins Foyer hatte begonnen. Man unterhielt sich darüber, wohin man reisen würde, wer welches Geschenk bekam.

»Ja gleich, geht schon vor, ich komme jeden Moment nach.«

Sie griff zu der Schneekugel, die auf ihrem Schreibtisch stand. Ein niedlicher Tannenbaum befand sich darin, inmitten von weißen Schneekristallen. Nick hatte ihr die Kugel vergangene Weihnachten geschenkt, sie hatte es noch nicht übers Herz gebracht, sie zu entsorgen. Nun schüttelte sie die Schneekugel ein wenig und sah gebannt zu, wie der kleine Baum in durcheinanderwirbelnden weißen Flocken verschwand.

Letztes Jahr hatte Nick mit ihr bei ihren Eltern Weihnachten gefeiert, kurz darauf hatte er sie im Streit verlassen. Sie sei ihm zu langweilig, so seine Version des Trennungsgrunds. Er hatte sich in eine andere verliebt, lautete ihre. Anfangs hatte Nick nur ein paar persönliche Dinge aus Jennifers Wohnung mitgenommen. Ein Freund hatte ihm ein Zimmer überlassen, und da gab es nicht viel Platz. Doch nun hatte er ein Apartment gefunden und vergangene Woche alles aus Jennifers Wohnung ausgeräumt, was ihm noch gehörte. Seitdem bewohnte sie ein seltsam leeres Zuhause. Helle Flecken an den Wänden, wo seine Bilder gehangen hatten. Ein schmutziger Rand über der Stelle, die Nicks Designersofa eingenommen hatte. Am schlimmsten war dieser hallende Ton, den der Fernseher verbreitete, weil die Akustik wegen der fehlenden Möbel unangenehm verändert war.

Konnte man in einer so deprimierenden Umgebung Weihnachten feiern?

Es musste wohl sein. Jennifer hatte ihre Eltern besuchen wollen, die ihr Ferienhaus in Mallorca vor einigen Monaten in ein ständiges Domizil umgewandelt hatten, und deshalb eigens Urlaub genommen. Doch im letzten Moment hatte sie es sich anders überlegt. Sie mochte sich von den Eltern nicht über Nick ausfragen lassen. Wollte ihre mitleidigen Bli-

cke nicht sehen. Und an ihren letzten gemeinsamen Urlaub, den sie mit Nick bei den Eltern auf Mallorca verbracht hatte, wollte sie erst recht nicht erinnert werden.

Sie gab der Schneekugel einen Schubs. Ein paar Flocken stoben scheinbar widerstrebend auf.

Nick! Er hatte sein Snowboard im Keller vergessen. Sie sah ihn vor sich, wie er einen schneebedeckten Hang hinabsauste. Wie er lachte und sein dunkles Haar schüttelte, nachdem er den Helm abgesetzt hatte. Oft hatte sie ihn nur begleitet, um ihm zuzusehen, und im Tal auf ihn gewartet. Er stand einfach besser auf dem Brett als sie, fuhr rasanter und war mutiger. Wieso brauchte er sein Snowboard dieses Jahr nicht? Fuhr er an Weihnachten nicht in die Berge? Was machte er wohl an den Feiertagen?

Sie wählte seine Nummer.

»Ho, ho, ho! Wir treffen Santa Claus an Weihnachten in der Karibik. Drückt uns die Daumen, dass wir nicht zu oft vom Surfbrett fallen. Bis nächstes Jahr, ihr Lieben! Und hey, Leute, nicht versuchen, bei mir zu Hause einzubrechen, während ich weg bin. Ich habe da nämlich zwei Männer einquartiert. Dobermänner, ha, ha.«

Genau Nicks billiger Humor, dachte Jennifer und knallte den Hörer auf die Gabel. Hoffentlich pellt sich die sonnenverbrannte Haut von seinem fitnessgestählten Körper und er fällt alle paar Sekunden vom Surfbrett.

»*I wish you a merry Christmas!*«, intonierte eine dunkle Stimme neben ihr, und Jennifer wandte den Kopf zum Urheber der Gesangseinlage. Ihr Chef war an ihren Schreibtisch getreten. Eine rote Zipfelmütze saß keck auf seinem modisch kahl rasierten Schädel und wollte nicht so recht zu seinem dunkelblauen Businessanzug passen. Auch sein Dreitagebart wirkte für einen Weihnachtsmann irgendwie kläglich.

»Sie kommen doch ins Foyer zur Weihnachtsfeier? Oder wollen Sie die Lobeshymne verpassen, die ich eigens für Sie geschrieben habe?«

»Lobeshymne?«

»Sie führen dieses Jahr die Liste an, Frau Meyer. Sie haben die meisten Kredite eingefädelt und dazu die beste Bewertung von unseren Kunden eingeholt. Das werde ich in meiner diesjährigen Weihnachtsansprache natürlich erwähnen.«

»Ach so. Ja, danke.« Jennifer spürte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Öffentliches Lob war nicht so ihr Ding.

»Dass Sie mir bloß nicht kneifen! Ich rechne mit Ihnen.« Ihr Chef drohte ihr spielerisch mit dem Finger und lief zur Tür. »Bis gleich im Foyer!«

Jennifer wollte sich ihm eben anschließen, als ihr Telefon klingelte. Nick, dachte sie. Nick ruft zurück. Sie grapschte nach dem Hörer.

»Nick, du –«

»Ähm. Hier ist Tom.«

»Oh, hallo, Tom.« Mit einem kleinen Lachen kaschierte sie ihre Enttäuschung darüber, dass anstelle von Nick ihr bester Kumpel seit Kindertagen anrief.

»Ich wollte mich bloß noch mal für den Kredit bedanken, den du mir für mein Landhaus verschafft hast.«

»Unsinn«, wehrte Jennifer ab. »Das Geld kam von der Bank, und mein Chef hat den Deal abgesegnet. Ich hab nur den Papierkram erledigt.«

»Was heißt hier: nur? Ohne dich wäre ich nie auf die Idee gekommen, und eure Konditionen sind einfach klasse.« Seine Stimme klang warm. Wie sie ihn kannte, fuhr er sich gerade mit der Hand über das raspelkurze rotblonde Haar.

»Wie geht es dir denn so hinter den sieben Bergen?«, wechselte sie das Thema.

»Bei den sieben Zwergen, meinst du?« Er legte eine kleine dramaturgische Pause ein. »So richtig eingewöhnt habe ich mich bisher nicht. Im Haus herrscht noch gähnende Leere, und bevor ich Möbel reinstellen kann, muss einiges renoviert werden. Es ist noch furchtbar viel zu tun. Zwischen den Jah-

ren will ich ein paar Zimmer streichen, sofern nicht zu viele Notfälle reinkommen. Meine Praxis ist nämlich mit Bereitschaftsdienst dran.«

»Heißt das, du besuchst deine Familie nicht an Weihnachten?« Jennifer klang entsetzter, als sie wollte. Dabei war sie eigentlich nur neugierig.

»Diesmal nicht. Ich werde ganz in der Rolle des Landarztes aufgehen und den Arztkittel ab und an gegen einen Blaumann tauschen.«

»Ambitioniert, der Herr Doktor.«

»Danke. Und du, Jenny?«

»Ja, ich ...« Sie dachte an die hellen Flecken auf ihren Wänden, an den Schmutzrand, der an Nicks nicht mehr vorhandenes Sofa erinnerte. »Ich werde wohl ziemlich spartanische Feiertage haben. Meine Eltern sind auf Mallorca, und Nick hat seine Möbel geholt.«

Schweigen.

Tom hatte die hässliche Trennung von Nick mitbekommen, mehrmals hatte er sie in den Monaten danach getröstet.

»Bei mir könntest du Möbel einräumen.« Er schaffte es, den Satz in seiner Beiläufigkeit irgendwo zwischen einem Scherz und einer Einladung anzusiedeln.

»Als Möbelpackerin bin ich eine Katastrophe«, hörte Jennifer sich sagen. »Ich kann aber gern vorbeikommen und dir ein bisschen bei der Deko helfen.«

»Oder du kommst einfach so. Hier kann man wunderbar spazieren gehen«, legte Tom nach. »Gesunde Luft, so viel die Lunge fassen kann, gelegentlich gewürzt mit dem Duft eines Kuhfladens. Ich könnte dich als meine Untermieterin aufnehmen, du bekommst das Zimmer mit Bad im Parterre und kannst hier tun und lassen, was du willst.«

»Hm. Und wie stellst du dir die Feiertage vor?«

»Bis auf ein paar Noteinsätze völlig entspannt.«

»Also ganz ohne Gans, Baum und Gedöns?«

»Genau. Wir köpfen eine Flasche Champagner und schauen

uns ein paar Weihnachtsfilme an. ›Kevin allein zu Haus‹ und ›Stirb langsam‹. Oder lieber ›Tödliche Weihnachten?‹«

Jennifer spürte, wie ein Adrenalinstoß durch ihre Adern rauschte. Von wegen nackte Wände anstarren! Das schrägste aller Weihnachten fiel soeben für sie vom Himmel. »Tom, wenn das passt, komme ich gern zu dir.«

»Mach das, ich freue mich auf dich. Wann genau wirst du hier sein?«

»Mal sehen, ich muss jetzt zur Weihnachtsfeier und rufe später noch mal an. Tödliche Weihnachten!« Sie hörte ihn lachen und den Gruß erwidern, dann legte sie auf.

Ein letztes Schütteln der Schneekugel, und das weiße Zeug darin schwebte wieder um den mickrigen Plastikbaum herum. Leckte das Teil etwa, oder wieso waren ihre Finger nass und klebrig? Ihr blieb keine Zeit, die Hände zu waschen. Wenn sie die Lobrede ihres Chefs noch hören wollte, musste sie sich beeilen. Hastig schob sie ihren Schreibtischstuhl zurück und zog im Aufstehen den Saum ihres dunkelgrauen Kostüms in Richtung der Knie.

Nicks Schneekugel segelte in den Papierkorb.

Kapitel 2

»Nach dreißig Metern rechts abbiegen.« Die Frauenstimme aus dem Navi klang so bestimmt wie immer, doch Jennifer blickte besorgt durch die Windschutzscheibe ihres roten Mini Coopers. Vor ihr lag ein Fluss, über den nur eine schmale Brücke führte, und die sah nicht besonders vertrauenerweckend aus. Vor allem hatte sie nicht mehr viel Abstand zum Flusswasser, so hoch, wie die Fluten angestiegen waren.

Jennifer mochte kein Wasser.

Mit Nick war sie einmal beinah ertrunken. An Silvester war er in den Pool ihrer Eltern gefallen, und sie hatte ihn retten wollen. Alkoholisiert, wie er war, hatte er sich so fest an sie geklammert, dass sie beide untergegangen waren. Sie hatte sich nur von ihm befreien können, indem sie ihn in den Magen trat, dann war sie an den Beckenrand gekrault und hatte von da aus helfend die Hand ausgestreckt. Sie wusste nicht, um wen sie mehr Angst gehabt hatte, um Nick oder um sich selbst.

»Nach dreißig Metern rechts abbiegen«, wiederholte die Stimme aus dem Navi.

Es half nichts, sie musste über die Brücke. Am liebsten hätte sie die Augen dabei geschlossen.

Wie gut war überhaupt die Idee, bei Tom über Weihnachten Ferien zu machen?

Sie waren im selben Stadtteil aufgewachsen, zusammen zur Schule gegangen, und Tom war stets in ihrer Nähe gewesen. Aber gefunkt hatte es zwischen ihnen nie. Tom war ein Freund. Dass er sie im vierten Schuljahr hatte heiraten wollen, änderte daran genau so wenig wie sein romantischer Auftritt, als er ihr einige Jahre darauf den Abendstern gezeigt hatte.

»Jenny, wenn der aufgeht, denke ich an dich.«

»Wie lieb von dir.«

»Jeden Abend.«

»Wirklich?«, hatte sie erstaunt gefragt.

»Willst du dann auch an mich denken?«

Der Blick, den sie ihm zugeworfen hatte, musste ihre widerstreitenden Gefühle offenbart haben. Ihre Worte taten ein Übriges. »Was für eine schöne Idee. Aber jeden Abend? Würde einmal im Monat nicht reichen?«

Rückblickend hörte sich das hartherzig an, aber sie war freche vierzehn gewesen, er ein halbes Jahr älter.

Tom hatte sich in einen Hustenanfall gerettet und röchelnd hervorgebracht: »Ja, magst du denn keine Sterne?«

»Doch. Aber ... Ach, Tom!«

Sie fuhr auf die schmale Brücke, spürte, wie sie unter ihrem Wagen vibrierte. Dunkle Wassermassen wälzten sich unter der Fahrbahn hinweg und trieben Schlamm und Unrat flussabwärts. Sie zwang sich, nur nach vorne zu schauen und nicht zur Seite.

Mit sechzehn war ihre Freundschaft mit Tom ins Gleichgewicht gekommen. Weil sie eine Ehrenrunde drehen musste, war Marie in ihre Klasse geraten, ein modeldürres Mädchen, das stets verträumt dreinschaute. Ihr nussbraunes Haar reichte ihr bis zur Hüfte, und weil sie wohl wusste, welche Anziehungskraft sie damit auf andere ausübte, hob sie die Wirkung noch hervor, indem sie nussbraune Kleidung trug. Tom hatte sein Zimmer mit ihren Fotos tapeziert. Er war bis über beide Ohren in sie verliebt gewesen, und da sie seine romantischen Gefühle auf sich zog, waren für Jennifer Kameradschaft und Nähe geblieben.

Endlich, sie hatte das Ufer erreicht, die Brücke lag hinter ihr, und sie bog rechts ab. Eine Weile noch ging es an dem rauschenden Fluss entlang, dann führte die Straße vom Wasser weg. Noch ein Hügel, und eine grüne Weidelandchaft breitete sich vor ihr aus. Eine Herde Kühe sah ihrem dahinbrausenden roten Mini Cooper wiederkäuend hinterher. Sie

zählte ein paar Bauernhöfe und erreichte schließlich Toms Dorf. Alte Häuser, enge Straßen. Ein Huhn, das gemächlich über das Kopfsteinpflaster stakste.

»Sie haben Ihr Ziel erreicht!«, quäkte es aus dem Navi.

Jenny hatte den Fuß längst vom Gas genommen, vor einem alten Herrenhaus kam der Wagen zum Stehen. Es war ein hellgraues Gebäude mit hohen weißen Sprossenfenstern. Wie in der Gegend üblich, lag bestimmt Fachwerk unter dem Putz. Der rötliche Sandstein des Sockels und der Fenstereinfassungen leuchtete mit den blutrot gestrichenen Fensterläden um die Wette. Der Größe nach musste das Haus gefühlt ein Dutzend Zimmer haben.

»Meine Güte, was für ein Kasten!«, flüsterte sie. Dafür also hatte sie Tom den Kredit besorgt. »Respekt, mein Guter!«

Ein Hauch von Ehrfurcht überkam sie. Wie viele Jahrhunderte mochte das Gebäude wohl schon hier stehen? Zwei, drei oder gar vier? Welcher Gutsherr hatte es einst erbaut, und wie viele Generationen hatten darin schon gelebt?

Sie zog ihre Reisetasche aus dem Kofferraum. Ein tiefes Durchatmen noch, und sie trat auf den Eingang zu.

Die Töne, die auf ihr Läuten hin hinter der schweren Holztür im Inneren des Hauses erklangen, ließen das Bild einer kleinen Kirchenglocke in ihr aufsteigen, die in einer weiten Halle unter einer hohen Decke hin und her schwang. Dann stand auch schon Tom vor ihr.

»Hey, alles gut gefunden?«

»Ging so. Diese winzige Brücke über den Fluss war beängstigend. Habt ihr keine größere, die weniger auffällig wirkt?«

Ein Grinsen legte sich auf Toms Gesicht. »Nein. Jeder, der zu uns will, muss über dieses Brücklein. Sollte es mal einstürzen, wird geschwommen. Das ist die Mutprobe, um in unser Dorf zu kommen.«

»Verstehe. Und den Kredit hab ich dir tatsächlich für dieses Anwesen verschafft?« Mit einer Kopfbewegung wies sie auf

die Hausfront. Auf den Fotos, die dem Kreditantrag beigelegt waren, hatte es viel bescheidener gewirkt.

»Hast du. Sehr praktisch, dass du bei einer großen Bank arbeitest.«

»Finde ich manchmal auch.«

Tom hatte nicht viel auf der hohen Kante gehabt, und Jenny hatte ein paar Anläufe gebraucht, um ihrem Chef den Kredit für sein Landhaus abzurufen. Zum Glück waren ihr Toms Eltern eingefallen, und sie hatte ihm gut zugeredet, sie mit ins Boot zu nehmen. Danach war alles einfacher gewesen.

»Nun komm doch erst mal rein«, sagte Tom und zog die Tür weit auf. »Die Küche liegt gleich hier unten im Parterre und ist schon benutzbar. Und natürlich ist die Praxis fertig eingerichtet. Willst du sie sehen?«

»Na klar!« Die Praxis war schließlich der Grund, weshalb Tom dieses Haus erworben hatte. Er war hier heraus aufs Dorf gezogen, um ein Landarzt zu werden.

»Ich suche gerade eine Arzthelferin«, redete er weiter, »aber das ist nicht so einfach. Die meisten Mädels wollen lieber in der Stadt arbeiten. Magst du nicht umschulen?«

»Aber, Herr Doktor! Ich kann doch kein Blut sehen.«

»Ach, sei ehrlich, du hängst nur am Geld.«

Sie lachten.

Er ging voraus und durchquerte mit ihr im Schlepptau die Eingangshalle. Seine Absätze schlugen einen gemächlichen Takt auf dem Fliesenboden. Er öffnete verschiedene Türen.

»Die Wohnküche befindet sich hier rechts im Parterre, früher wurde sie allein vom Personal benutzt. Die Herrschaften hielten sich von Küchengerüchen gern fern. Daneben gibt es einen Wirtschaftsraum und eine Tür weiter dein Gästezimmer. Und hier im linken Trakt haben wir die Praxisräume.«

»Mit einem behindertengerechten zweiten Eingang an der Seite des Hauses.« Jennifer sah die Architektenpläne vor sich.

»Richtig. Aber du kannst dich auch von der Halle aus reinschleichen.« Er öffnete die Tür, an deren Innenseite die

Aufschrift *PRIVAT* den Durchgang untersagte, und ließ sie in ein Empfangsbüro, ein Wartezimmer und einen Behandlungsraum schauen. »Da fehlt noch das Ultraschallgerät, das kann ich erst nächstes Jahr anschaffen. Ist leider sehr teuer.«

»Brauchst du noch einen Kredit?«, neckte Jenny. Ihr Blick glitt über sein blasses Gesicht, in dem sie die Sommersprossen hätte zählen können, so nah, wie er jetzt bei ihr stand, und blieb an seinen hellen Iris hängen.

»Nein, nein. Alles gut.« Er konnte mit den Augen lachen. »Ich stehe bereits tief genug in deiner Schuld. Ohne dich wäre ich nicht so schnell zu einer Landarztpraxis gekommen, und schon gar nicht zu diesem grandiosen Landhaus.«

»Vergiss deine Eltern nicht«, erinnerte ihn Jenny. »Wenn sie nicht für dich gebürgt hätten ...«

»Schon klar. Zu meinen Eltern kommen wir später noch.« Auf seiner Stirn bildeten sich ein paar Sorgenfalten. »Ich zeige dir erst einmal den Rest des Hauses. Darf ich dir dein Gepäck abnehmen?«

»Danke, nett von dir.« Sie schälte sich aus ihrem Parka und überließ ihm ihre Reisetasche, in der sich alles befand, was sie für die Weihnachtstage brauchen würde: Jogginganzug, Lauf- und Wanderschuhe, dicke Socken, Schlabberpulli, Kuschelpyjama.

Es würde das erholsamste Weihnachtsfest aller Zeiten werden.

Tom trug ihre Tasche in das Gästezimmer, an das ein kleines Bad angrenzte.

»War früher das Dienstmädchenzimmer«, erklärte er. »Der Vorbesitzer hat für das Duschbad vom Wirtschaftsraum nebenan etwas Platz abgetrennt und sogar eine Terrassentür eingebaut. So kommst du von hier aus direkt an die frische Luft. Schau.« Er hob die Gardine an, sodass sie in den parkähnlichen Garten sehen konnte. »Sollte wohl ein Zimmer für seine Tochter werden, aber mit der hatte er sich verkracht, noch bevor alles fertig war. So erzählt man sich jedenfalls im Dorf.«

Jenny sah sich zufrieden um. »Es ist wirklich wunderschön. Ich bin froh, dass ich deine Einladung angenommen habe, ich hätte ja echt was versäumt.«

»Na, dann pass mal auf, die Besichtigung ist noch nicht beendet!« Er führte sie durch ein Treppenhaus, das nahezu ein Viertel des Gebäudes einzunehmen schien, und sie gelangten in einen Raum, zu dem ihr spontan nur das Wort »Salon« einfiel. Eingerichtet war hier noch nichts, lediglich ein Sekretär mit einem Stuhl davor zierte die Wand, und ein Sofa verlор sich mitten im Raum. Dennoch konnte man sich bereits vorstellen, wie beeindruckend es einmal aussehen würde.

Jennifer trat vor eins der hohen Fenster mit den weiß gestrichenen Sprossengittern. Sie gaben den Blick auf die Landschaft frei, die sich grün und weit vor der Terrasse ausbreitete. Der Fluss, den sie bei ihrer Herfahrt über die kleine, baufällig wirkende Brücke überquert hatte, glitzerte in einiger Entfernung, und der Horizont schien endlos weit weg zu sein.

»Ich mag es, wenn man den Besuch sehen kann, während er anrückt.« Sie warf Tom einen verschmitzten Blick zu. »So kann man rechtzeitig flüchten, bevor er eintrifft.«

Tom räusperte sich. »Apropos Besuch –«

»Du wolltest mir noch etwas über deine Eltern sagen«, erinnerte sie ihn fast zeitgleich.

»Genau«, meinte Tom trocken. »Sie kommen uns nämlich besuchen.«

Jenny sagte erst mal nichts dazu.

»Sie wollen mein erstes Weihnachten auf dem Lande gern zusammen mit mir erleben«, fuhr er etwas zögerlich fort.

Jenny sagte immer noch nichts.

»Und mit Anne. Sie ist doch frisch geschieden, und mein Vater meint, ein einsames Weihnachten täte ihr nicht gut.«

»Kommt sonst noch wer?«, platzte Jennifer heraus. In ihrer Frage schlangen Ernüchterung und eine Prise Zynismus mit, doch entweder schien Tom das nicht zu bemerken, oder er ging bewusst darüber hinweg.

»Meine Schwester hat die Kinder dabei«, antwortete er.
»Leonie ist inzwischen in der Pubertät und manchmal ganz schön schwierig, aber an Weihnachten sei sie in einer intakten Familie am besten aufgehoben, findet Anne. Und Finn. Er ist zehn und glaubt längst nicht mehr an den Weihnachtsmann. Aber das Credo meiner Mutter lautet immer noch: ›Ohne Kinder wie Finn, die an den Weihnachtsmann glauben, ist Weihnachten ein verlorenes Fest.«

»Und jetzt?«, fragte Jenny tonlos.

Tom fuhr sich in einer Geste der Ratlosigkeit über das kurze Haar. »Jetzt weiß ich nicht, wie ich das alles schaffen soll. Die Praxis, meine Patienten ... Du siehst ja selbst, wie unfertig es hier noch ist. Platz genug gibt es, aber alles andere ...«

Sie spürte Groll in sich aufsteigen, während sie ihre perfekten Weihnachten wie Schnee in der Mittagssonne dahinschmelzen sah. Dann fing sie Toms treuherzigen Blick auf, und ihr Ärger ebte ab. Unmöglich konnte sie von ihm verlangen, seine Eltern abzuweisen, die gerade erst den Kauf dieses Anwesens mit ihrer Bürgschaft ermöglicht hatten. Sie stellte sich Toms Nichte und seinen Neffen inmitten einer Schar Kinder vor, die noch an den Weihnachtsmann glaubten und mit leuchtenden Augen Geschenke auspackten. Und musste lachen.

»Das ist doch alles kein Ding. Ich helfe dir einfach, gemeinsam wuppen wir das ganz locker.«

»Meinst du wirklich?« In Toms Miene zeichneten sich Erleichterung und Dankbarkeit ab.

»Aber sicher. Ist doch deine Familie. Zeig doch mal die Zimmer, in denen du sie unterbringen willst. Hast du denn überhaupt genug Betten?«

»Ich habe zwei Reisebetten und ein paar Matratzen. Aber wo sollen wir feiern? Tisch und Stühle gibt es bisher nur in der Küche.«

»Dann feiern wir eben in der Küche. Du wirst sehen, das wird saugemütlich. Wann werden denn alle anreisen?«

»Leonie würde am liebsten früher kommen, denn am Montag beginnen die Ferien. Aber meine Eltern und Anne haben einen Tag vor Heiligabend im Blick.«

»Also haben wir noch reichlich Zeit. Kein Grund zur Aufregung.«

»Es gibt da noch ein kleines Problem.« Tom schaute verlegen auf seine Hände, die sich ineinander verkrampft hatten. »Das schönste Weihnachtsgeschenk für meinen Vater ist ein Christstollen nach unserem Familienrezept. Den hat meine Mutter früher gebacken, bis es ihr zu viel wurde und meine Schwester diese Tradition übernahm. Aber wegen ihrer Scheidung und der vielen Anwaltstermine ist sie dieses Jahr nicht dazu gekommen.«

»Und?« Ganz kurz bereute Jenny ihre spontane Hilfsbereitschaft. Tom konnte manchmal wirklich kompliziert sein.

»Meine Großmutter hat lange mit dem Rezept experimentiert«, holte er aus. »Mal mehr Rosinen, mal sehr viel mehr Mandeln. Mal weniger Zitronat. Das ging so lange, bis der Stollen jedem einzelnen Familienmitglied schmeckte. Und jedes Jahr hat sie die Veränderungen des Rezepts minutiös notiert.«

»Magst du mir das Rezept geben?«, versuchte Jenny die Geschichte abzukürzen. »Die minutiös notierte letzte Version? Denn wenn ich das richtig verstehe, fällt uns dieses Jahr die Aufgabe zu, den Stollen zu backen.« Wäre doch gelacht, wenn sie so einen blöden Stollen nicht ebenso gut hinkriegte.

»Aber ein Christstollen muss ruhen«, wandte Tom ein, »besonders unser Familienstollen. Mindestens drei Wochen, wenn nicht vier, und die fehlen uns jetzt.«

Sie blies die Wangen auf. »Wenn uns weiter nichts fehlt als ein bisschen Zeit, sollten wir zufrieden sein. Ich kann uns ja einen Quarkstollen backen. Der geht einfach und muss nicht durchziehen.«

»Nicht doch!« Tom sah sie erschrocken an. »Dann könnten wir genauso gut irgendeinen Stollen kaufen. Einen Dresdener

zum Beispiel. Der gilt ja als Klassiker. Oder einen rheinischen Mandelstollen, der ist mit gerösteten Mandelblättern umhüllt. Wusstest du, dass es auch Weihnachtsstollen mit einer Marzipanrolle in der Mitte gibt? Wenn du den aufschneidest, lachst dich aus jeder Scheibe Stollen ein runder Klecks pures Marzipan an.«

»Interessant.« In Jennys Stimme hatte sich Spott geschlichen. »Du warst nicht zufällig in deinem ersten Leben ein Stollenverkoster?«

»Nein, nein.« Toms Miene blieb ernst. »Meine Kenntnisse rühren daher, dass wir in der Familie all diese Stollen durchprobiert haben.«

»Und? Wie lautet das Testergebnis?«

Tom überging ihr provozierendes Grinsen. »Es geht nichts über unseren Familienstollen.«

Jetzt reichte es ihr. »Gib mir einfach das Rezept«, verlangte sie bestimmt. »Mir fällt schon eine Lösung ein.«

Er blickte einen Moment misstrauisch drein, dann gab er nach. »Okay, ich drucke es dir nachher im Büro aus.«

»Prima, mach das. Ich kümmerge mich gleich morgen um den Stollen. Versprochen.«

Sein Handy läutete.

Er nahm das Gespräch an und redete eine Weile beruhigend auf den Anrufer ein. Dann verschwand das Telefon wieder in seiner Hemdtasche, und er sah Jennifer an. »Es gab einen Unfall auf einem Bauernhof in der Nähe. Ich muss rasch dorthin.«

»Was ist denn passiert?«

»Der Bauer hat sich beim Tannenbaumfällen ins Bein gehackt. Womöglich muss ich ihn ins Krankenhaus bringen lassen, das kann etwas dauern. Wenn du Hunger hast: Im Kühlschrank findest du Butter, Blutwurst und Bier. Frisches Landbrot ist im Brotkasten.«

»Danke. Vor dem Abendbrot wollte ich eigentlich noch eine Runde joggen.«

»Kein Problem, ein Haustürschlüssel hängt in der Diele

am Schlüsselbrett. Nimm ihn einfach für die nächsten Tage an dich«, rief er ihr im Gehen aus dem Treppenhaus zu.

Sie eilte im Salon ans Fenster und sah gerade noch, wie er die Arzttasche ins Auto schob, einstieg und losfuhr.

Draußen schwand schon das Tageslicht, und sie begriff, dass sie sich mit dem Joggen beeilen musste. Die Vorstellung, in der Dunkelheit durch eine fremde und verlassene Gegend zu irren, behagte ihr wenig.

Irgendwo im Haus knackte es. Holz, das sich in der Wärme ausdehnt, dachte Jennifer. Dielen oder ein alter Schrank. Ihr Blick fiel auf den Sekretär, der einsam an der Wand stand. Tom hatte ein halbes Dutzend kleine Schaukästen mit Schmetterlingen darauf abgestellt. Sie erkannte einen Feuerfalter, dessen Färbung ins Blutrote reichte, einen Kohlweißling mit kaum wahrnehmbarer, zarter Zeichnung und einen blassgelben Zitronenfalter. Im Holzrahmen zwischen zwei Glasscheiben gepresst, konnten sie sich länger als hundert Jahre halten, ohne zu verwesen.

In der Oberstufe war das Sammeln von Faltern Toms Hobby gewesen, einige Exemplare hatte er sogar selbst präpariert. Man brauchte dazu ein Tötungsglas, aus einem Marmeladenglas mit Schraubverschluss war es rasch gebaut. Hinein kam ein Wattebausch, darüber eine Schicht Gips. Noch bevor sie ganz durchgetrocknet war, bohrte man in die Gipsschicht ein winziges Loch, durch das man später etwas Zyankali in die Watte geben konnte. Zum Sterben brauchten die Flügeltiere nicht viel von den aufsteigenden Gasen, und die Gipsschicht sorgte für die richtige Dosierung. Außerdem nahm sie Feuchtigkeit auf, was verhinderte, dass die zarten Schmetterlingsflügel zusammenklebten. Das Präparieren der Falter erforderte viel Geschick und Geduld. Sie hatte Tom ein paarmal dabei zugehört, wie er die Insekten mit Pinzette und Skalpell auf einem Spannbrett zurechtgelegt hatte, und ganz flüchtig dachte sie nun, dass er bestimmt auch ein guter Chirurg geworden wäre.

Mit dem ausgestreckten Zeigefinger fuhr sie über einen der kleinen Schaukästen, dann über die gemaserte Holzoberfläche des Sekretärs. Kulis und Bleistifte lagen auf der aufgeklappten Schreibunterlage, daneben ein leeres Blatt Papier. Ein Foto, aufgestellt in einem Alurahmen. Sie nahm es an sich und betrachtete es. Eine schlanke Frau mit schulterlangem grauen Haar war darauf zu sehen, Toms Mutter. Eine jüngere und etwas größere Version der Frau, Anne, stand mit ernstem Blick daneben. Der Mann hinter ihnen überragte die Frauen um einen Kopf. Toms Vater trug sein Haar so kurz wie Tom, nur war es nicht rotblond, sondern schlohweiß. Im Vordergrund machten Annes Kinder Faxen, verzogen die Münder. Das Mädchen hatte zwei Finger zum Victory-Zeichen erhoben, und der Junge, der so viele Sommersprossen hatte wie die Milchstraße Sterne, streckte dem Betrachter die Zunge raus.

»Ihr seid mir ja eine lustige Bande«, murmelte Jenny.

Sie kannte Toms Familie, nur hatten die Jahre alle verändert. Die Kinder waren älter und größer geworden, seit sie sie zuletzt gesehen hatte. Und Anne, Toms ältere Schwester, war nun eine reife Frau. Früher war sie eine echte Nervensäge gewesen. Jüngere hatte sie ständig herumkommandiert, und Jenny war ihr auf dem Schulhof nach Möglichkeit aus dem Weg gegangen. Es berührte sie, die Ähnlichkeit zwischen Toms Vater und Tom in diesem Foto festgehalten zu sehen, und in seinem Neffen erkannte sie Tom als Kind.

Sachte stellte sie das Foto zurück.

Und nun rasch raus an die frische Luft!